

Irvin D. Yalom

Die Schopenhauer-Kur  
Roman

*Aus dem Amerikanischen  
von Almuth Carstens*

btb

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel *The Schopenhauer Cure* bei Harper Collins, New York.



**Mixed Sources**  
Product group from well-managed  
forests and other controlled sources

Cert no. GFA-COC-1223  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier *Munken Print*  
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1 Auflage

Originalausgabe November 2006

Copyright für die deutschsprachige Ausgabe © 2005 by btb Verlag  
München,

ein Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2005 by Irvin D. Yalom

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: Gustav Klimt/ akg-images

Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin

Druck und Einband: Clausen & Bosse. Leck

MM · Herstellung: AW

Printed in Germany

ISBN-10: 3-442-73588-2

ISBN-13: 978-3-442-73588-4

[www.btb-verlag.de](http://www.btb-verlag.de)

»Jeder Atemzug wehrt den beständig eindringenden Tod ab ...

Zuletzt muß er siegen: denn ihm sind wir schon von Geburt anheimgefallen, und er spielt nur eine Weile mit seiner Beute, bevor er sie verschlingt. Wir setzen indessen unser Leben mit großem Anteil und vieler Sorgfalt fort, so lange als möglich, wie man eine Seifenblase so lange und groß als möglich aufbläst, wiewohl mit der festen Gewissheit, daß sie platzen wird.«

## 1

Julius kannte die Betrachtungen über Leben und Tod so gut wie jeder andere. Er stimmte mit den Stoikern überein, die da sagten: »Sobald wir geboren werden, fangen wir an zu sterben«, und mit Epikur, der zu dem Schluss kam: »Wo ich bin, ist der Tod nicht, und wo der Tod ist, bin ich nicht. Warum also den Tod fürchten?« Als Arzt und Psychiater hatte er Sterbenden genau diese Trostworte ins Ohr geflüstert.

Obleich er solch düstere Erwägungen im Falle seiner Patienten für sinnvoll hielt, hatte er nie angenommen, dass sie etwas mit ihm zu tun haben könnten. Das heißt, bis zu jenem schrecklichen Moment vor vier Wochen, an dem sich sein Leben für immer verändert hatte.

Es kam zu diesem Moment im Verlauf einer alljährlichen Routineuntersuchung beim Arzt. Sein Internist – ein alter Freund und Kommilitone aus Studientagen – hatte die Untersuchung gerade beendet und Julius wie immer aufgefordert, sich anzukleiden und zum abschließenden Gespräch in sein Büro zu kommen.

Herb saß an seinem Schreibtisch und blätterte Julius' Kran-

kenakte durch. »Insgesamt siehst du für einen hässlichen Fünf- undsechzigjährigen recht gut aus. Die Prostata ist ein bisschen geschwollen, aber das ist meine auch. Blutwerte, Cholesterin und Fettstoffwechsel sind in Ordnung – dafür sorgen die Medikamente und deine Diät. Hier hast du das Rezept für dein Lipitor, das deinen Cholesterinspiegel im Zusammenspiel mit dem Joggen ausreichend senkt. Du kannst dir also ruhig mal was gönnen: Iss ab und zu ein Ei. Ich verdrücke jeden Sonntag zwei zum Frühstück. Und hier ist das Rezept für dein Synthroid. Ich habe die Dosis ein wenig erhöht. Deine Schilddrüse stellt langsam den Betrieb ein – die gesunden Zellen sterben ab und werden durch fibröses Gewebe ersetzt. Absolut gutartig, wie du weißt. Passiert uns allen; ich nehme selbst Schilddrüsenhormone.

Ja, Julius, keiner unserer Körperteile entgeht dem Schicksal des Alterns. Neben deiner Schilddrüse baut die Knorpelmasse in deinen Knien ab, deine Haarbälge gehen ein, und deine oberen Lendenwirbel sind auch nicht mehr das, was sie mal waren. Außerdem verschlechtert sich offenbar der Zustand deiner Haut: deine Epithelzellen verschleißten eben einfach – schau dir die Altersflecken auf deinen Wangen an, diese flachen braunen Erhebungen.« Er hielt einen kleinen Spiegel hoch, damit Julius sich inspizieren konnte. »Das sind bestimmt ein Dutzend mehr als bei der letzten Untersuchung. Wie viel Zeit verbringst du in der Sonne? Trägst du einen breitkrempigen Hut, wie ich es dir empfohlen habe? Ich möchte, dass du deswegen einen Dermatologen aufsuchst. Bob King ist gut. Er hat seine Praxis gleich im Gebäude nebenan. Kennst du ihn?«

Julius nickte.

»Die unansehnlichen kann er mit einem Tropfen flüssigen Stickstoffs abbrennen. Bei mir hat er letzten Monat etliche entfernt. Keine große Sache – dauert fünf, zehn Minuten. Eine Menge Internisten machen das inzwischen selbst. Außerdem sitzt da einer auf deinem Rücken, den er sich mal anschauen soll. Du kannst ihn nicht sehen; er ist direkt unter dem latera-

len Teil deines rechten Schulterblatts. Er sieht anders aus als die anderen – ungleichmäßig pigmentiert und nicht scharf begrenzt. Wahrscheinlich nichts, aber wir sollten ihn checken lassen. Okay, Alter?»

»Wahrscheinlich nichts, aber wir sollten ihn checken lassen.« Julius hörte die Anspannung und gezwungene Beiläufigkeit in Herbs Stimme. Doch er ließ sich nicht täuschen; die Worte »ungleichmäßig pigmentiert und nicht scharf begrenzt«, gesprochen von einem Arzt zum anderen, gaben Grund zur Besorgnis. Sie waren der Code für ein potenzielles Melanom, und jetzt, im Rückblick, identifizierte Julius diese Worte, diesen einmaligen Moment, als den Zeitpunkt, an dem sein sorgenfreies Leben endete und der Tod sich in seiner ganzen grässlichen Wirklichkeit materialisierte. Der Tod war gekommen, um zu bleiben, er wich ihm nicht mehr von der Seite, und all die Schrecken, die folgten, waren vorhersehbare Nachwehen.

Bob King war vor Jahren Julius' Patient gewesen, wie eine beträchtliche Anzahl von Ärzten in San Francisco. Julius herrschte seit dreißig Jahren über die psychiatrische Gemeinde der Stadt. In seiner Position als Professor für Psychiatrie an der University of California hatte er massenweise Studenten ausgebildet und war vor fünf Jahren Präsident der American Psychiatric Association geworden.

Sein Ruf? Ein Arzt für Ärzte, ohne Wenn und Aber. Ein Retter in letzter Minute, ein gerissener Hexenmeister, der willens war, alles zu tun, um seinen Patienten zu helfen. Das war auch der Grund gewesen, weswegen Bob King Julius vor zehn Jahren aufgesucht hatte, um seine seit langem bestehende Abhängigkeit von Vicodin (die von süchtigen Ärzten bevorzugte Droge, weil sie so leicht zugänglich ist) behandeln zu lassen. King steckte damals in ernsthaften Schwierigkeiten. Sein Vicodin-Bedarf hatte sich drastisch erhöht, seine Ehe war in Gefahr, seine Arbeit litt darunter, und er musste sich jeden Abend betäuben, um einschlafen zu können.

Bob hatte es mit einer Therapie versuchen wollen, doch ihm waren alle Türen verschlossen. Jeder Therapeut, den er konsultierte, bestand darauf, er solle an einem Entzugsprogramm für suchtkranke Ärzte teilnehmen, ein Plan, dem Bob sich widersetzte, weil ihm der Gedanke verhasst war, sich in Therapiegruppen vor anderen Ärzten bloßzustellen. Die Therapeuten insistierten. Wenn sie einen praktizierenden Süchtigen ohne das offizielle Entzugsprogramm behandelten, gingen sie das Risiko einer Strafverfolgung durch die Gesundheitsbehörde oder das eines persönlichen Rechtsstreits ein (falls der Patient beispielsweise bei seiner klinischen Arbeit ein falsches Urteil fällte).

Julius war damals die letzte Zuflucht gewesen. Sonst hätte er seine Praxis schließen und Urlaub nehmen müssen, um sich in einer anderen Stadt anonym behandeln zu lassen. Julius ging das Risiko ein und vertraute darauf, dass Bob King den Vico-din-Entzug auch so schaffte. Und obgleich die Therapie schwierig war, wie sie es bei Suchtkranken immer ist, behandelte Julius Bob für die nächsten drei Jahre ohne die Hilfe eines Entzugsprogramms. Es blieb eines der Geheimnisse, die jeder Psychiater hat – ein therapeutischer Erfolg, der auf keinen Fall erörtert oder publiziert werden durfte.

Julius saß in seinem Wagen, nachdem er die Praxis seines Internisten verlassen hatte. Sein Herz hämmerte so heftig, dass das Auto zu erzittern schien. Er holte tief Luft, um seine wachsende Panik in den Griff zu bekommen, dann noch einmal und noch einmal und klappte sein Handy auf, um mit flatternden Händen einen umgehenden Termin bei Bob King zu vereinbaren.

»Das gefällt mir nicht«, sagte Bob am nächsten Vormittag, als er Julius' Rücken mit einem großen, runden Vergrößerungsglas studierte. »Hier, schauen Sie selbst; mit zwei Spiegeln geht das.«

Bob ließ ihn vor dem Wandspiegel Aufstellung nehmen und hielt einen großen Handspiegel an das Mal. Julius sah den Der-

matologen an: blond, rötliches Gesicht, dicke Brillengläser, die auf einer langen, imposanten Nase thronen – er erinnerte sich daran, wie Bob ihm erzählt hatte, dass die anderen Kinder ihn gehänselt und »Gurkennase« gerufen hatten. Er hatte sich in den zehn Jahren nicht sehr verändert. Er wirkte gehetzt, ebenso wie er es in seiner Zeit als Julius' Patient gewesen war, als er schnaufend und pustend immer ein paar Minuten zu spät gekommen war. Oft war ihm damals der Spruch des weißen Kaninchens aus *Alice im Wunderland* in den Sinn gekommen: »Jemine! Jemine! Ich komme bestimmt zu spät!«, wenn Bob in sein Sprechzimmer stürzte. Er hatte zugenommen, war aber so klein wie eh und je. Er sah aus wie ein Dermatologe. Wer hat jemals einen hochgewachsenen Dermatologen erblickt? Dann schaute Julius ihm in die Augen – oh, oh, sie schienen besorgt –, die Pupillen waren riesig.

»Hier ist das Viech.« Julius sah im Spiegel, dass Bob mit dem Radiergummi-Ende eines Stifts darauf zeigte. »Dieses flache Mal unter Ihrem rechten Schulterblatt. Sehen Sie es?«

Julius nickte.

Bob hielt ein kleines Lineal daran und fuhr fort: »Es misst fast einen Zentimeter. Sicher erinnern Sie sich an die ABCD-Regel aus Ihrem Dermatologiekurs an der Uni –«

Julius unterbrach ihn. »Ich erinnere mich an nichts aus dem Dermatologiekurs. Betrachten Sie mich als Idioten.«

»Okay. ABCD. A wie Asymmetrie – schauen Sie hier.« Er schob den Stift auf Teile des Flecks. »Er ist nicht vollkommen rund wie die anderen auf Ihrem Rücken – sehen Sie diesen und den hier?« Er deutete auf zwei Pigmentmale, die dicht daneben lagen.

Julius versuchte, seine Spannung abzubauen, indem er tief Luft holte.

»B wie Begrenzung – schauen Sie: Ich weiß, es ist schwer zu erkennen.« Bob zeigte erneut auf den Fleck unter dem Schulterblatt. »Sie sehen in diesem oberen Bereich, wie scharf die Grenze gezogen ist, hier dagegen, zur Mitte hin, ist sie ver-

schwommen, verläuft einfach in die umliegende Haut. C wie Color, Färbung. Hier, auf dieser Seite, wirkt das Mal hellbraun. Wenn ich es vergrößere, sehe ich einen Spritzer Rot, ein bisschen Schwarz, vielleicht sogar Grau. D wie Durchmesser; wie ich schon sagte, ungefähr ein Zentimeter. Das ist nicht ungewöhnlich, aber wir wissen nicht, wie alt es ist, ich meine, wie schnell es wächst. Herb Katz meint, bei der Untersuchung im letzten Jahr war es noch nicht zu sehen. Und schließlich ist bei Vergrößerung deutlich zu erkennen, dass das Zentrum geschwürig ist.«

Während er den Spiegel beiseite legte, sagte er: »Ziehen Sie Ihr Hemd wieder an, Julius.« Nachdem sein Patient es zugeknöpft hatte, setzte King sich auf den kleinen Hocker im Untersuchungszimmer und fing an: »Also, Julius, Sie kennen die Literatur hierüber. Es gibt offensichtlich Anlass zur Sorge.«

»Hören Sie, Bob«, erwiderte Julius. »Ich weiß, dass unsere frühere Beziehung es Ihnen schwer macht, aber bitte fordern Sie mich nicht auf, Ihnen die Arbeit abzunehmen. Gehen Sie nicht davon aus, dass ich irgendetwas über Hautkrankheiten weiß. Denken Sie daran, dass mein Geisteszustand im Moment zwischen Entsetzen und Panik schwankt. Ich möchte, dass Sie die Sache in die Hand nehmen, dass Sie mir gegenüber vollkommen ehrlich sind und sich um mich kümmern. So, wie ich es damals bei Ihnen getan habe. Und, Bob, sehen Sie mich an! Wenn Sie meinem Blick dauernd ausweichen, ängstige ich mich noch zu Tode.«

»Sie haben Recht. Tut mir Leid.« King schaute ihm offen in die Augen. »Sie haben sich verdammt gut um mich gekümmert. Ich werde für Sie dasselbe tun.« Er räusperte sich. »Okay, ich habe den starken Verdacht, dass es ein Melanom ist.«

Als er bemerkte, wie Julius zusammenzuckte, fügte er hinzu: »Trotzdem, die Diagnose allein bedeutet wenig. Die meisten – vergessen Sie das nicht –, die meisten Melanome lassen sich

durchaus behandeln, auch wenn manche Miststücke sind. Wir müssen die Sache angehen: Ist es wirklich ein Melanom? Falls ja, wie tief ist es? Hat es schon gestreut? Der erste Schritt ist also eine Biopsie und die Verschickung einer Probe an den Pathologen.

Sobald wir hier fertig sind, ziehe ich einen Chirurgen hinzu, der den Fleck herausschneidet. Ich werde dabei an seiner Seite sein. Als Nächstes kommt die Untersuchung eines Teilstücks durch den Pathologen, und wenn der Befund negativ ist, umso besser, dann war's das! Ist er positiv, handelt es sich also um ein Melanom, werden wir den verdächtigsten Lymphknoten entfernen oder, falls notwendig, auch mehrere. Ein Krankenhausaufenthalt ist nicht erforderlich – die ganze Prozedur wird ambulant vor sich gehen. Ich bin mir ziemlich sicher, dass keine Hauttransplantation nötig sein wird und Sie höchstens einen Tag pausieren müssen. Allerdings werden Sie an der Stelle des Eingriffs ein paar Tage lang Beschwerden verspüren. Mehr kann ich im Moment nicht sagen. Wir müssen die Biopsie abwarten. Vertrauen Sie mir. Ich habe mit Hunderten solcher Fälle zu tun gehabt. Okay? Meine Mitarbeiterin ruft Sie später an und gibt Ihnen die Details hinsichtlich Zeit und Ort und etwaiger Vorbereitungen durch. Okay?«

Julius nickte. Beide erhoben sich.

»Tut mir Leid«, sagte Bob. »Ich wünschte, ich könnte Ihnen all das ersparen, aber das kann ich nicht.« Er reichte Julius eine Mappe. »Vielleicht wollen Sie das Zeug hier gar nicht, aber ich gebe es Patienten in Ihrer Situation immer mit. Es hängt von der Persönlichkeit ab: Manche fühlen sich getröstet durch Informationen, andere möchten lieber nicht Bescheid wissen und werfen es schon auf dem Heimweg weg. Hoffentlich kann ich Ihnen nach dem Eingriff etwas Ermutigenderes sagen.«

Doch es sollte nichts Ermutigenderes mehr geben – die nächsten Neuigkeiten waren noch düsterer. Drei Tage nach der Biopsie trafen sie sich wieder. »Wollen Sie es lesen?«, fragte Bob und streckte ihm den endgültigen Befund des Pathologen

entgegen. Als er sah, wie Julius den Kopf schüttelte, blätterte Bob den Bericht durch und begann: »Okay, schauen wir mal. Ich muss Ihnen sagen: Es klingt nicht gut. Das Wichtigste: Es *ist* ein Melanom mit mehreren ... äh ... bemerkenswerten Eigenschaften: Es reicht tief, über vier Millimeter, ist geschwürig, und fünf Lymphknoten sind befallen.«

»Und das bedeutet? Los, Bob, reden Sie nicht drum herum. ›Bemerkenswert, vier Millimeter, geschwürig, fünf Lymphknoten‹? Reden Sie Klartext. Sprechen Sie mit mir, als ob ich ein Laie wäre.«

»Das sind schlechte Nachrichten. Es ist ein ziemlich großes Melanom, und es hat bereits auf die Lymphknoten übergegriffen. Die Gefahr dabei ist eine weitere Streuung, aber das wissen wir erst nach der CT, die ich für morgen um acht vereinbart habe.«

Zwei Tage später setzten sie ihr Gespräch fort. Bob berichtete, dass der CT-Befund negativ war – keinerlei Hinweise auf eine weitere Ausbreitung irgendwo sonst im Körper. Das waren die ersten guten Neuigkeiten. »Aber trotzdem, Julius, es ist ein gefährliches Melanom.«

»Wie gefährlich?« Julius räusperte sich, seine Stimme klang heiser. »Wovon sprechen wir? Wie hoch ist die Überlebensrate?«

»Sie wissen, dass wir diese Frage nur mit statistischen Werten beantworten können. Jeder Mensch ist anders. Aber bei einem geschwürigen Melanom, vier Millimeter tief, und fünf befallenen Lymphknoten zeigt die Statistik eine fünfjährige Überlebensrate von unter fünfundzwanzig Prozent.«

Julius saß etliche Momente mit gesenktem Kopf, klopfendem Herzen und Tränen in den Augen da, ehe er bat: »Weiter. Sie sind aufrichtig. Ich muss wissen, was ich meinen Patienten sagen soll. Wie schaut der Verlauf in meinem Fall aus? Was wird passieren?«

»Es ist unmöglich, das genau vorherzusagen, denn es passiert erst einmal nichts, so lange bis das Melanom nicht an an-

derer Stelle wieder auftritt. In dem Fall könnte es, besonders, wenn es metastasiert, rasch gehen, dann ist von Wochen oder Monaten die Rede. Was Sie Ihren Patienten sagen sollen – schwer zu sagen, aber es wäre nicht unrealistisch, auf mindestens noch ein Jahr bei guter Gesundheit zu hoffen.«

Julius nickte langsam mit gesenktem Kopf.

»Wo sind Ihre Angehörigen, Julius? Hätten Sie nicht jemanden mitbringen sollen?«

»Ich glaube, Sie haben vom Tod meiner Frau vor zehn Jahren gehört. Mein Sohn ist an der Ostküste und meine Tochter in Santa Barbara. Ich habe ihnen noch nichts gesagt; ich fand es nicht sinnvoll, ihr Leben unnötig durcheinanderzubringen. Im Allgemeinen lecke ich meine Wunden sowieso lieber allein, aber ich bin mir sicher, dass meine Tochter sofort herkommen wird.«

»Julius, es tut mir so Leid, Ihnen dies alles sagen zu müssen. Lassen Sie mich unser Gespräch mit einer positiven Nachricht beenden. Inzwischen wird mit Hochdruck geforscht – es gibt etwa ein Dutzend äußerst rege Labors in diesem Land und in Übersee. Aus unbekanntem Gründen hat sich das Auftreten von Melanomen in den letzten Jahren nahezu verdoppelt, es ist deshalb ein intensives Forschungsgebiet. Gut möglich, dass wir kurz vor einem Durchbruch stehen.«

Die nächste Woche verlebte Julius in einer Art Trance. Seine Tochter Evelyn, Professorin für klassische Literatur, sagte ihre Vorlesungen ab und kam sofort, um einige Tage mit ihm zu verbringen. Er führte ausführliche Gespräche mit ihr, seinem Sohn, seiner Schwester, seinem Bruder und mit engen Freunden. Oft wachte er mitten in der Nacht panisch auf, schreiend und nach Luft ringend. Er sagte seine Sitzungen ab, sowohl die mit seinen Einzelpatienten als auch die seiner Therapiegruppe, und sann Stunden darüber nach, wie und was er ihnen erzählen sollte.

Der Spiegel sagte ihm, dass er nicht aussah wie ein Mann,

der sein Lebensende erreicht hat. Sein täglicher Fünf-Kilometer-Lauf hatte seinen Körper jung und drahtig erhalten, ohne ein Gramm Fett. Um Augen und Mund waren ein paar Falten. Nicht viele – sein Vater war ohne eine einzige gestorben. Julius hatte grüne Augen; er war immer stolz auf sie gewesen. Einen eindringlichen und aufrichtigen Blick. Augen, denen man vertrauen konnte, Augen, die jedem Blick trotzten. Junge Augen, die Augen des sechzehnjährigen Julius. Der Sterbende und der Sechzehnjährige schauten einander über die Jahrzehnte hinweg an.

Er sah auf seine Lippen. Volle, freundliche Lippen. Lippen, die sogar jetzt in der Zeit der Verzweiflung stets ein warmherziges Lächeln zu zeigen schienen. Er hatte einen dichten Schopf ungebärdiger schwarzer Locken, die nur an den Schläfen grau wurden. Als er noch ein Teenager in der Bronx war, pflegte der alte, weißhaarige, rotgesichtige antisemitische Friseur, dessen winziger Laden zwischen Meyers Süßwarengeschäft und Morris' Fleischerei lag, sein widerspenstiges Haar zu verfluchen, während er mit einem Stahlkamm daran zerzte und es schnitt und ausdünnte. Mittlerweile waren Meyer, Morris und der Friseur tot, und der kleine sechzehnjährige Julius stand auf der Warteliste des Todes.

Eines Nachmittags versuchte er, ein Gefühl der Kontrolle zu gewinnen, indem er in der Bibliothek der medizinischen Fakultät die Literatur über Melanome las, doch das erwies sich als fruchtlos. Schlimmer als fruchtlos – es machte alles nur noch schlimmer. Je besser Julius die wahrhaft grässliche Natur seiner Krankheit erfasste, desto mehr erschien ihm das Melanom als eine gefräßige Kreatur, die ihre ebenholzschwarzen Fänge tief in sein Fleisch schlug. Wie erschreckend zu erkennen, dass er plötzlich nicht mehr die höchste Lebensform war! Er diente nur noch als Gastgeber, war Nahrung, Speise für einen besser angepassten Organismus, dessen gierige Zellen sich in Schwindel erregendem Tempo teilten, ein Organismus, der einen Blitzkrieg führte und benachbartes Protoplasma annek-

tierte und inzwischen zweifellos Zellschwärme für Kreuzzüge in den Blutkreislauf und die Kolonisierung ferner Organe ausrüstete, vielleicht des wohlschmeckenden, mürben Weidelands seiner Leber oder der schwammigen, grasigen Wiesen seiner Lunge.

Julius legte seine Lektüre beiseite. Über eine Woche war vergangen, und es wurde Zeit, den Tatsachen ins Auge zu blicken. Die Stunde war gekommen, in der er sich mit dem konfrontieren musste, was eigentlich geschah. Setz dich hin, Julius, befahl er sich. Setz dich hin und meditiere übers Sterben. Er schloss die Augen.

So zeigt sich also, dachte er, der Tod endlich auf der Bühne meines Lebens. Aber was für ein banaler Auftritt – die Vorhänge mit einem Ruck aufgerissen von einem pummeligen Dermatologen mit Gurkennase, ein Vergrößerungsglas in der Hand und gewandet in einen weißen Arztkittel, auf dessen Brusttasche in dunkelblauen Buchstaben sein Name gestickt war.

Und die Schlusszene? Höchstwahrscheinlich ebenso banal. Als Kostüm würde er sein zerknittertes, gestreiftes New-York-Yankees-Nachthemd mit DiMaggios Nummer 5 auf dem Rücken tragen. Die Kulisse? Dasselbe Doppelbett, in dem er seit dreißig Jahren schlief, zerknüllte Kleidungsstücke auf dem Stuhl daneben und auf seinem Nachttisch ein Stapel ungelesener Romane, die nicht wussten, dass ihre Zeit jetzt nie mehr kommen würde. Ein jämmerliches, enttäuschendes Finale. Bestimmt verdiente das glorreiche Abenteuer seines Lebens doch etwas mehr ... mehr ... mehr von was?

Ihm kam eine Szene in den Sinn, die er vor ein paar Monaten während eines Hawaii-Urlaubs miterlebt hatte. Beim Wandern war er ganz zufällig auf ein großes buddhistisches Meditationszentrum gestoßen und hatte dort eine junge Frau gesehen, die ein kreisförmiges Labyrinth abschrift, das aus kleinen Lavasteinen bestand. Als sie das Zentrum des Labyrinths erreichte, blieb sie stehen und verweilte reglos in einer ausgiebigen Meditation. Julius' Reaktionen auf derartige religiöse Ritu-

ale waren üblicherweise nicht von Nachsicht getragen, sondern im Allgemeinen irgendwo zwischen Spott und Abscheu angesiedelt.

Aber als er jetzt an die meditierende junge Frau dachte, empfand er mildere Gefühle – eine Welle des Mitleids ergriff ihn, mit ihr und all seinen Mitmenschen, die Opfer jener außergewöhnlichen Laune der Evolution waren, welche Selbstbewusstheit gewährt, jedoch nicht die psychische Ausstattung, die erforderlich ist, um mit dem Schmerz über die Vergänglichkeit der Existenz fertig zu werden. Weshalb die Menschen im Laufe der Jahre, der Jahrhunderte, der Jahrtausende immer besser darin geworden waren, behelfsmäßige Leugnungen der Endlichkeit zu konstruieren. Würde sich für uns, für irgendeinen von uns, die Suche nach einer höheren Macht, mit der wir verschmelzen und für immer eins sein können, nach von Gott überlieferten Anweisungen, nach einem Zeichen für einen umfassenderen festgelegten Entwurf, nach Ritual und Zeremoniell jemals erledigen?

Und doch, als Julius jetzt seinen Namen auf der Liste des Todes sah, fragte er sich, ob ein wenig Zeremoniell womöglich gar nicht so schlecht wäre. Er schreckte vor seinem eigenen Gedanken zurück, als hätte er sich versengt – so durch und durch gefangen war er in seinem lebenslangen Antagonismus gegen Rituale. Er hatte die Instrumente immer verachtet, mit denen Religionen ihre Anhänger ihrer Vernunft und Freiheit berauben: die zeremoniellen Gewänder, den Weihrauch, die heiligen Bücher, die hypnotisierenden gregorianischen Gesänge, die Gebetsmühlen, Gebetsteppiche, Schals und Käppchen, die Bischofsmützen und -stäbe, die Oblaten und den Messwein, die Sterbesakramente, die zu uralten Liedern auf und ab wippenden Köpfe und sich wiegenden Körper – all das waren für ihn die Utensilien des wirkungsvollsten und ältesten Schwindels in der Geschichte, eines Schwindels, der den Führern Macht verlieh und die Lust der Gemeinde an Unterwerfung befriedigte.

Aber nun, da der Tod neben ihm stand, bemerkte Julius, dass seine Vehemenz an Schärfe verloren hatte. Vielleicht war es lediglich das *aufgezwungene* Ritual, das ihm missfiel. Vielleicht ließ sich ja ein gutes Wort für ein klein wenig kreatives persönliches Zeremoniell einlegen. Er war gerührt von den Zeitungsberichten über die Feuerwehrleute am Ground Zero in New York, die stehen blieben und die Helme abnahmen, um die Toten zu ehren, während eine Palette nach der anderen mit neu entdeckten Überresten an die Oberfläche befördert wurde. Es war nichts Verkehrtes daran, die Toten zu ehren ... nein, nicht die Toten, sondern das Leben derer zu ehren, die gestorben waren. Oder war es mehr als ehren, eher etwas wie heilig sprechen? Bedeutete die Geste, das Ritual der Feuerwehrmänner nicht auch Verbundenheit? Die Anerkennung ihrer Beziehung zueinander, ihrer Einheit mit jedem einzelnen Opfer?

Ein paar Tage nach dem schicksalhaften Treffen mit seinem Dermatologen bekam Julius selbst eine Kostprobe von Verbundenheit, als er an der Zusammenkunft seiner Psychotherapeuten-Selbsthilfegruppe teilnahm. Seine Kollegen waren niedergeschmettert, als Julius ihnen von seinem Melanom erzählte. Nachdem sie ihn ermutigt hatten, sich auszusprechen, äußerte jedes Gruppenmitglied seinen Schock und Kummer. Danach fand Julius keine Worte mehr, und das galt auch für die anderen. Ein paar Mal setzte jemand zum Reden an, schwieg dann aber doch lieber, und dann war es, als wäre die Gruppe nonverbal übereingekommen, dass Worte nicht notwendig waren. Die letzten zwanzig Minuten saßen alle schweigend da. So lange Perioden des Schweigens in einer Gruppe sind fast unweigerlich peinlich, doch diese fühlte sich anders an, beinahe tröstlich. Mit Verlegenheit gestand Julius sich ein, dass das Schweigen ihm »heilig« erschien. Später wurde ihm klar, dass die anderen nicht nur Schmerz geäußert, sondern auch ihre Kopfbedeckungen abgenommen, gemeinsam still dagestanden und sein Leben geehrt hatten.

Und vielleicht ehrten sie damit auch ihr eigenes Leben,

dachte Julius. Was haben wir denn sonst? Was außer diesem wunderbaren, begnadeten Intervall des Seins und der Selbstbewusstheit? Wenn etwas geehrt und gesegnet werden kann, sollte es das sein – das kostbare Geschenk der bloßen Existenz. Zu verzweifeln, weil das Leben endlich ist oder weil es keinen höheren Zweck oder festen Entwurf hat, ist krasse Undankbarkeit. Sich einen allwissenden Schöpfer zu erträumen und unser Leben endlosen Kniefällen zu widmen, scheint sinnlos. Und außerdem verschwenderisch: Warum all diese Liebe an ein Phantasma vergeuden, wenn doch auf Erden viel zu wenig Liebe ist? Besser war es, sich Spinozas und Einsteins Haltung zu Eigen zu machen: sich einfach zu verneigen, den eleganten Gesetzen und Mysterien der Natur seine Reverenz zu erweisen und sich der Aufgabe des Lebens zu widmen.

Dies waren keine neuen Gedanken für Julius – er hatte immer gewusst, dass alles endlich und jede Selbstbewusstheit vergänglich war. Doch es gab Wissen und *Wissen*. Und die nähere Gegenwart des Todes beförderte sein Wissen. Nicht etwa, dass er weiser geworden wäre; es war nur so, dass das Wegfallen von Ablenkungen – Ehrgeiz, sexuelle Leidenschaft, Geld, Prestige, Applaus, Popularität – ihm ein unverfälschteres Bild bot. War ein derartiges Loslassen nicht die Wahrheit des Buddha? Vielleicht, aber Julius zog den Weg der Griechen vor: alles in Maßen. Wir verpassen zu viel von dem, was das Leben zu bieten hat, wenn wir nie die Mäntel ausziehen und an seinen Belustigungen teilnehmen. Warum zur Tür hinausstürzen, ehe der Vorhang fällt?

\* \* \*

Nach ein paar Tagen, als Julius sich ruhiger und nicht mehr vollkommen von Wogen der Panik überwältigt fühlte, wandten sich seine Gedanken der Zukunft zu. »Ein gutes Jahr wahrscheinlich«, hatte Bob King gesagt, »es wäre nicht unrealistisch, auf mindestens noch ein Jahr bei guter Gesundheit zu hoffen.« Doch wie sollte er dieses Jahr verbringen? Eins be-

schloss er jedenfalls: dieses eine gute Jahr nicht zu einem schlechten Jahr zu machen, indem er sich darüber grämte, dass es nicht mehr war als ein Jahr.

Eines Nachts, als er nicht schlafen konnte und sich nach etwas Tröstlichem sehnte, durchstöberte er rastlos seine Bibliothek. Auf seinem eigenen Gebiet fand er nichts, das für seine Lebenssituation auch nur im Entferntesten relevant erschien, nichts, das sich darauf bezog, wie man seine restlichen Tage leben oder Sinn in ihnen finden sollte. Aber dann fiel sein Blick auf eine eselsohrige Ausgabe von Nietzsches *Also sprach Zarathustra*. Dieses Buch kannte Julius gut: Vor Jahrzehnten hatte er es gründlich studiert, als er einen Artikel über den erheblichen, jedoch nicht eingestandenen Einfluss von Nietzsche auf Freud geschrieben hatte. *Zarathustra* war ein mutiges Buch, dachte Julius, das mehr als jedes andere lehrt, wie sehr man das Leben ehren und feiern muss. Ja, das konnte das Richtige sein. Zu unruhig, um systematisch zu lesen, blätterte er willkürlich die Seiten um und überflog einige Zeilen, die er hervorgehoben hatte.

»Die Vergangnen zu erlösen und alles *Es war* umzuschaffen in ein *So wollte ich es!* – das hieße mir erst Erlösung.«

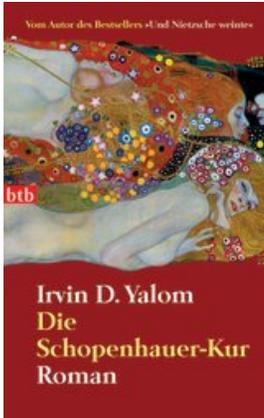
Julius verstand Nietzsches Worte so, dass er sich entscheiden sollte, welches Leben er wählte – er sollte es leben, statt von ihm gelebt zu werden. Anders gesagt, er musste sein Schicksal lieben. Und vor allem war da Zarathustras oft gestellte Frage, ob wir willens wären, das Leben, das wir führen, genauso bis in alle Ewigkeit zu wiederholen. Ein seltsames Gedankenexperiment – dennoch, je mehr er darüber nachdachte, desto mehr Anleitung bot es ihm: Nietzsches Botschaft an uns war, das Leben so zu leben, dass wir bereit wären, es auf dieselbe Weise ewig zu wiederholen.

Er blätterte weiter und hielt bei zwei Sätzen inne, die deutlich in Neonrosa hervorgehoben waren. In einem hieß es, man solle sein Leben ausschöpfen, im anderen: »Stirb zur rechten Zeit.«

Sie trafen ins Schwarze. Lebe dein Leben bis zum Äußerten, und dann und erst dann stirb. Lass kein ungelebtes Leben zurück. Julius verglich Nietzsches Worte oft mit einem Rorschach-Test: Sie ermöglichten ihren Lesern so viele Sichtweisen, dass es von ihrer geistigen Verfassung abhing, was sie damit anfangen. Als er Nietzsche jetzt las, war er in einer sehr veränderten geistigen Verfassung. Die Gegenwart des Todes führte zu einem besseren Verständnis des Gelesenen: Auf jeder Seite sah er Hinweise auf eine pantheistische Verbundenheit, die ihm vorher entgangen waren. Wie sehr Zarathustra auch die Einsamkeit pries, sie sogar glorifizierte, wie sehr er sie auch für erforderlich hielt, um große Gedanken zu gebären, fühlte er sich doch dazu verpflichtet, andere zu lieben und ihnen Auftrieb zu geben, ihnen zu helfen, sich zu vervollkommen und zu transzendieren, an seiner Reife teilzuhaben. *An seiner Reife teilhaben* – das traf ins Schwarze.

Nachdem Julius den *Zarathustra* an seinen Platz zurückgestellt hatte, saß er im Dunkeln da, starrte auf die Lichter der Autos, die die Golden Gate Bridge überquerten, und dachte über Nietzsches Worte nach. Nach ein paar Minuten hatte er es: Er wusste genau, was er tun und wie er sein letztes Jahr verbringen würde. *Er würde genauso leben, wie er im vergangenen Jahr gelebt hatte –und im Jahr davor und dem davor.* Er liebte es, Therapeut zu sein; er liebte es, eine Verbindung mit anderen zu knüpfen und dazu beizutragen, dass etwas in ihnen zum Leben erwachte. Vielleicht war seine Arbeit eine Sublimierung für den Verlust seiner Frau; vielleicht brauchte er den Applaus, die Bestätigung und Dankbarkeit derer, denen er half. Trotzdem, selbst wenn unklare Motive eine Rolle spielen sollten, war er dankbar für seine Arbeit. Gott segne sie!

Julius trat an die mit Aktenschränken vollgestellte Wand und öffnete eine Schublade, die gefüllt war mit Krankenblättern und Bändern von aufgezeichneten Sitzungen mit Patienten, die er vor langer Zeit behandelt hatte. Er starrte auf die Na-



Irvin D. Yalom

## **Die Schopenhauer-Kur**

Roman

Taschenbuch, Broschur, 448 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-442-73588-4

btb

Erscheinungstermin: Oktober 2006

Vom Autor des Bestsellers „Die rote Couch“.

Julius Hertzfeldt ist 65 und ein renommierter Psychoanalytiker, als er ernsthaft erkrankt. Zeit, sich wichtigen Fragen zu stellen. War sein Wirken wirklich bedeutungsvoll? Er erinnert sich an einen Fall, bei dem er kläglich versagt hat: An Philip Slate, den er einst wegen dessen Sexsucht in Behandlung hatte. Dieser ist immer noch so arrogant und ichbezogen wie früher, dennoch behauptet er, sich mittlerweile selbst geheilt zu haben – und zwar mit Hilfe der Lektüre von Arthur Schopenhauer ...